

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 37 (1933-1934)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Der Traum  
**Autor:** Fischli, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-668919>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

er sich auf Sturm. Der Junge vom Lande rang still und erbittert mit dem hochgewachsenen Fremdling, es schien, daß er der Wucht der älteren Jahre unterliege. Da verließ aber den Italiener die Kraft, er keuchte: „Ein Messer — ein Messer!“ und wühlte in seiner Tasche. In diesem Augenblick warf ihn Sturm, obwohl schmerhaft erschöpft, doch so kräftig nieder, daß der Kies unter dem Stürzenden stob. Auf den Gesichtern der Umstehenden lag der weiße Schrecken. Sie reinigten den ohnmächtigen Criva von Blut und Staub und brachten ihn nach Hause.

Nun lag die Stille vor dem Gewitter um Jakob Sturm, niemand spottete seiner, aber wo er ging und stand, hörte er das Geflüster: „Das ist derjenige, der Criva so fürchterlich gehauen hat.“ und geheimnisvoll ging die Kunde, der Geschlagene liege gefährlich am Wundfeier erkrankt danieder, sein Leben stehe auf dem Spiel. Der Junge von Krug wagte nicht zu fragen, aber über dem Flüstern, dem Raunen und den scheuen Blicken, denen er begegnete, strömte die Furcht durch seine Glieder, er versäumte die Stunden, er schlief und eilte wie das böse Gewissen durch Feld und Wald, und mit unendlicher Wehmut dachte er daran, wie er durch das Gymnasium elend geworden sei. Wenn er von ferne eine menschliche Stimme hörte, war ihm, es bringe ihm jemand den Bericht, Criva sei gestorben. Nein, nur das, nur das nicht! Nur nicht das blaue, blutige Bild eines im Zorn Erschlagenen durchs Leben tragen! Ein schreiender Jammer um sich selbst überfiel ihn, rüttelte und schüttelte ihn, in einem Weinrankf saß er an einer efeumrankten Tanne nieder, umarmte sie und schluchzte: „Baum, Baum, ich bin ärmer als der Ziegelreiber! Ich möchte sterben.“

Als er wieder zu sich selber kam, wandelten die Sterne friedlich über die blaudunklen Tannenwipfel, der ruhige Schein tat ihm wohl, er tappte sich aus dem finstern Forst, vor ihm lag die Nachthölle der Stadt, er fasste Mut, stieg hinab, ging vor das Haus des Doktor Salomon Süss und floh nicht wie einst, sondern zog die Klin-

gel. Eine Magd öffnete. „Ich wollte nur fragen, wie es Maxim Criva geht.“

Sie schwächte mancherlei, was nicht beruhigend klang, und unter Schmerzen wand er sich heimwärts.

„Gott, wie spät — warst du in den Karzer gesperrt?“ schalt Frau Elisabeth, die Verzweiflung in den treuen Augen. „Dir ist es gewiß im Gymnasium wieder nicht gut ergangen. Der Vater ist heute abend verreist und hätte dich noch so gern gesprochen.“

„Mutter, ich bin frank,“ seufzte er.

Sie betrachtete ihren trostlosen Sohn. „Ja, du zitterst am ganzen Leib.“ Sie brachte ihren Ältesten in die Kammer, und ihre weichen, fühlenden Hände glitten über seine brennende Stirn. Er wurde ruhiger und schlummerte unter schweren, blutigen Träumen. Als ihn aber die Mutter am Morgen fragte: „Bist du munter genug, um ins Gymnasium zu gehen?“ antwortete er mit zerstochinem Leibe: „Ja!“

Die Sorge um das Ergehen Crivas trieb Jakob Sturm in die Stadt.

Als er unter die Vorhalle des Gymnasiums trat, kam ihm der Pedell, der einen großen Schlüsselbund trug, entgegengelaufen. „Ich habe den Auftrag, dich in den Karzer zu sperren,“ sprach das Männchen belfernd und fasste ihn am Arm.

Der Junge hätte ihm leicht ausreißen können, aber er folgte dem Mann gehorsam. Die Karzerstrafe schien ihm eine Andeutung zu sein, daß es um Criva nicht schlimm stehe. Als aber der Pedell hinter ihm die Türe riegelte, schrie das hektische Männchen: „Und daß du's weißt, der Lehrerkonvent hat beschlossen, dich von der Anstalt zu jagen.“

Das wunderte Jakob Sturm gar nicht, er dachte nur: Wozu dann noch der Eselstritt der Karzerstrafe?

In seinem Gefängnis aber fasste er den törichtesten Entschluß, zu dem die Verzweiflung einen Jungen treiben kann.

Darüber wurde er der verlorene Sohn!

(Fortsetzung folgt.)

## Der Traum.

Ein Märztag blaute mir jüngst im Traum:  
Vor meinem Fenster auf nacktem Baum  
Zwitschert' ein Meislein. Ei, was ich erschrak!  
Drei Schuh tief noch im Winter stak.

Spitzbüblein lockt', und kurz und gut  
Entsagt' ich der trägen Stubenhut  
Und schnurrte mit ungeduldiger Eile  
Hinaus in die öde Straßenzeile.

Weit draußen, an der Vorstadt Ende,  
Da lag ein Friedhof im Gelände;  
Grell blendend in der Sonne stand  
Darum die weiße Mauerwand,  
In den vier Ecken grün und kraus  
Sah'n Föhrenwipfel drüber hinaus.

Am Sträßlein aber, unweit des Tors,  
Da stand ein kleines Haus. „Hans Mors —  
Grabsteinlager“, so las ich flüchtig,  
Und auf dem Vorplatz sah ich richtig  
In Reihen Kreuze, steil aufragende  
Obelisken, palmentragende  
Weinende Engel, gebrochene Eichen  
Und all die bekannten sinnigen Zeichen.

Und eben nach kurzem Stillestand  
Weg wollt ich und weiter ins Frühlingsland,  
Da trat der Meister aus dem Haus —  
Alle guten Geister! wie sieht er aus!  
Ein Totengerippe stelzt heran,  
Mit Schurz und Kittel angetan,  
Schlenkert die weißen, klappernden Glieder,  
Schnappt mit dem Kiefer auf und nieder,  
Und mit den Augenhöhlen groß  
Stiert er mich an und lässt mich nicht los.

Ich steh mit eingewurzelten Füßen,  
Er nähert sich mit grinsendem Grützen;  
Ein Kohlenstück in der Knochenhand,  
Bückt er sich, meinen Namen und Stand  
Zusamt den nötigen Daten und Zahlen  
Auf den nächsten weißen Marmor zu malen.

Ich fuhr ihn an: „Was soll der Handel?  
Aus wär' und amen mein Erdenwandel?  
Schon heute? Nein doch! Schere dich!  
Du Schleicher, wart', ich lehre dich!“  
Und holte aus mit meinem Stecken  
Zu wuchtigem Hieb —

o Höllenschrecken!

Hundert umringten mich seinesgleichen,  
Da half kein Wüten, kein Entweichen,  
Hundert Schädel glotzen und stierten,  
Hundert Knochenarme parierten,  
Und auf hundert Steinen stand zu lesen,  
Ich hätte gelebt, ich sei gewesen.  
Mich würgte die Not, mir schwand der Sinn,  
Ich taumelte und stürzte hin.

Als, bald gefasst, ich um mich sah,  
Da stand nur wieder der Eine da.  
„Erkennst du nun?“ — grinst' er mit Hohn,  
Wie mächtig ich bin, Herr Erdensohn?“  
Um meinen Mut war es geschehn,  
Auf Knien in Tränen erhob' ich ein Flehn:  
„Ein Weib, ein Büblein lass' ich zurück;  
Kannst du zerstören so jung ein Glück?“  
Ein Weilchen stand er da und sann,  
Die Schürze beim Zipfel nahm er dann  
Und löschte aus mit einem Zug  
Die Inschrift, die der Marmor trug,  
Winkte mir mit der Knochenhand,  
Stelzte dem Haus zu, grinste, verschwand.  
Aufjauchzte frommen Danks mein Herz,  
Und weiter zog ich frühlingswärts.

Albert Fischli.

### Eine ostafrikanische Schweiz.

Dass Afrika nicht nur aus einer großen Wüste besteht, in der sandfarbene Löwen spazierengehen, lernt man, wenn man in der kleinen Station Mombo der Tanga-Moschi-Bahn den Zug verlässt und die Fahrt in das herrliche Westusambara-Gebirge antritt.

Fast direkt an der Station mündet die wundervoll angelegte Serpentinenstraße, ein Meisterwerk deutscher Ingenieurkunst aus deutscher Kolonialzeit, die uns im Auto die Steigung von fast 1400 Meter in weniger als einer Stunde überwinden lässt.

Bald verschwindet Mombo in einem flimmernden Hitzemeer unter uns; keine 20 Minu-

ten sind wir gefahren, und schon macht sich die frischere Luft bemerkbar. Der Höhenmesser zeigt bereits auf 900, wir kommen um eine scharfe Kurve und sehen den großen, rauschenden Wasserfall von Soni die Felsen herunterstürzen. Weiß schäumen die Wogen donnernd zu Tal, tief unten sieht man den reißenden Bach Mombo zueilen, wir aber benützen den herrlichen Anblick zu einer kleinen Rast für unser Auto, dessen heißer Kühler mit schönem klaren Wasser aufgefüllt wird.

Weiter geht es, eine neue Serpentine herauf, unter uns die Straße in vielfachen Windungen, die wir eben heraufgekommen sind. Jetzt, nach